

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 33.

Mittwoch, 9. Februar.

1916.

(12. Fortsetzung.)

Die Halliggräfin.

Roman von Albert Peterfen.

(Nachdruck verboten.)

Die Gräfin war mit dem freudestrahlenden Fräulein Bangett abgereist.

Momme saß täglich mit dem Großknecht zusammen und zeigte ihm, wie man die Wirtschaftsbücher führte. Zwar schrieb der Großknecht „Haver“ statt „Häfer“, „Kaltver“ statt „Kälber“, aber die Anlage und den Zweck der Bücher erfaßte er doch. Auch zu den Befestigungsanlagen ging Momme mit ihm, gab die Strecken Vorland an, welche im nächsten Sommer durch Dämme zu schützen seien, wies auf die Stellen, welche besonders gefährdet würden.

Inzwischen kam der Vorfrühling mit lauen feuchten Tagen über Nordfriesland. Die Sonne schien wärmer und weiste länger, über den dampfenden Äckern schrien die Kiebitze und Brachvögel.

Momme Harring dachte schon daran, die Hallig zu verlassen.

An einem sonnigen Märztag, als über der Hallig die erste Berke jubilierte, glitt ein Boot vom Festland her über die ruhigen Watten dahin.

Momme kam gerade mit dem Großknecht von den Rännern, als er das Fahrzeug bemerkte.

Ein Mann, der die Riemen führte, und zwei Frauen. „Nanu?“ Inurrte der Großknecht.

Momme aber hatte die Gestalten im Boot erkannt, Meagers mit der Gräfin und Fräulein Bangett.

Er schickte den Großknecht ins Haus, um die Mädchen zu aramieren. Er selbst schritt langsam zum Einschnitt des Vorlands hinunter, wo das Boot anlegen würde.

Stumm stand er da, und auch die Damen, die doch schon in Rufweite waren, sagten kein Wort der Begrüßung.

Das Boot legte an, Momme half den Damen beim Aussteigen. Fräulein Bangett schnitt ein Gesicht, als sollte sie auf den Nichtplatz geführt werden, die Gräfin sah erregt und bleich aus — vielleicht von der Reise.

Sie erkundigte sich nach gleichgültigen Dingen, und Momme antwortete ruhig berichtend.

Die Damen besaßen sich in ihr Zimmer, nachdem die Gräfin den Mädchen Anweisungen erteilt hatte.

Also wieder hier!

Karola von Adlersfelde stand am Fenster ihrer Stube, und wieder drangen die Gefühle mächtig auf sie ein. Dort das Vorland, über welches sie gegangen — mit ihm. Dahinter die Watten, über die sie geritten — mit ihm, mit ihm! Und gleich würde sie in dem Zimmer weilen, in jenem Raum, da sie dicht nebeneinander am rotglühenden Ofen saßen in jener Nacht, als sie ihr mildes, tränennaßes Antlitz in seine starken, festen Hände legte. Damals — als dann alles aus war.

In ihrer Stube saß Fräulein Bangett und grollte mit dem Herrgott und mit der Welt.

Wie schön war es gewesen da unten an der Riviera. Die herrliche Natur, die warme Sonne am blauen Himmel, Palmen und blühende Rosen, und dann das pulsierende Leben vornehmer Menschen.

Und auch die Gräfin war doch aufgelebt, hatte wieder geplaudert, gelacht und gesirtet, hatte im Kasino einen „Lappen“ gesetzt und abends im Kurhaufe getanzt. Und hatte schon neue Reisepläne erwogen.

Bis — bis zu jenem Abend, als sie in kleinem Kreise plaudernd zusammenfahen und plötzlich einer die Frage aufwarf: „Was ist das Schönste?“

„Na“, wollte sich einer der Herren — ein österreichischer Lebemann — die Antwort leichtmachen, „das Schönste sitzt doch unter uns.“

Er wurde belehrt, daß das Schönste und die Schönste nicht dasselbe ist.

Ein Pariser Boulevardtreter meinte lachend: „Das Schönste ist so ein Leben, wie wir es führen.“

Dann aber strich sich der „scheußliche“ preussische Oberst — hätte er doch seinen Urlaub in seiner Masurengarnison verlobt — ernsthaft über den eisgrauen Schnurrbart und rief in unangebracht überzeugtem Ton: „Ne, da Scherz beiseite — das Schönste auf Gottes Erde ist — die Arbeit, die Pflicht.“

Die anderen Herren hatten verächtlich die Achseln gezuckt. Fräulein Bangett aber sah, daß ihre Herrin plötzlich ernst dreinblickte, und dann begann sie, zum Obersten gewandt, von jenem zähen, schweisigen Menschenschlag zu erzählen, der in selbstverständlicher Pflichterfüllung sein Land gegen das Wüten des Meeres verteidigt, der in trotziger Arbeit der See seine Beute wieder abzugewinnen versucht.

Und am nächsten Tage mußte die Gräfin es vor Sehnsucht nach diesem schrecklichen Lande nicht länger ertragen haben — sie waren zurückgereist.

9.

Ein lachender Frühlingstag. In den Lüften jubelten die Vögel. Auf dem Vorland tummelten die weißen Lämmer um die Mutterchafe. In goldigem Sonnenchein lag die weite See da. Hier und da tauchte ein weißes oder rotbraunes Segel auf.

Zwar hatte der Großknecht Fräulein Bangett gegenüber geäußert, das Wetter könnte so noch nicht bleiben. Aber pah — es war nach Frühlingsanfang, Ende März.

Es war an Mommes Abschiedstag.

Die Gräfin schritt ruhelos in ihrem Zimmerchen auf und ab. Also jetzt würde sie ihn nicht mehr sehen. Es war umsonst, daß ihre Sehnsucht sie so eilend wieder zurückgetrieben. Umsonst? Nein, nein, es war nicht allein die Sehnsucht nach ihm, dem geliebten Momme gewesen, ein Etwas in ihr, das bessere Zeit hatte aus der Welt des raffinierten Genusses und heuchlerischen Scheins zurückverlangt nach dieser Milde und den schlichten Menschen.

Weiter grübelte die Gräfin.

Jetzt würde er gehen. Und sie? Sie würde ihn kaum die Hand zum Abschied reichen. Wie unnatürlich benahm sie sich ihm gegenüber, wie klein. Was konnte er denn dafür, daß er sie damals an jenem Abend nicht liebend in die Arme zu nehmen vermochte.

Die gerina mußte er sie einschägen nach ihrem erbärmlichen Grollen.

Gequält wühlte sie auf.

Herrgott, wozu hat mich diese Liebe gemacht! Sie verließ ihr Zimmer und trat vor die Wohnhaustür. Suchend ließ sie den Blick über die Hallig gleiten. Endlich entdeckte sie, daß Monnie Haring unten auf dem Vorland mit dem Großknecht am Boot hantierte.

In eiligen Schritten ging sie zum Vorland hinunter. So hastig, daß der harmlose Großknecht ein ganz verdutztes Gesicht machte, fragte sie: „Ohne Abschied wollen Sie gehen?“

Monnie stand gerade übers Boot gebeugt. Jetzt richtete er sich auf, wandte sich ohne Hast zu ihr um und antwortete ruhig: „Ich suchte Sie im Wohnzimmer und nahm an, daß Sie in Ihrer Stube sich aufhielten. Ich wollte nicht stören und habe meinem Nachfolger hier das Nötige aufgetragen und ihn gebeten, Ihnen — einen Gruß zu bestellen.“

Seine ruhige Sprechweise verletzte sie, aber sie bezwang sich und sagte, ihm die Hand reichend, in freundlichem Ton: „Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe, Herr Haring, und wünsche Ihnen alles Gute.“

Monnie dankte.

Die Gräfin wollte das Vorland verlassen, kehrte aber auf halbem Wege zurück. In ihr war ein qualvolles Schluchzen. Herrgott, war das ein Abschied? Diese paar gleichgültigen Worte? Sollte damit alles aus sein. Dieses der triviale Schluß eines Lebensabschnittes voll kurzen Hoffens und heilighimmender Glut?

Ohne auf den Großknecht zu achten, schritt sie wieder auf Monnie zu, reichte ihm noch einmal die Hand und sagte: „Lebewohl und auf Wiedersehen, Monnie Haring. Grüßen Sie Ihre Braut und zur Hochzeit laden Sie mich ein.“

Durch die Herabsetzung ihres Tons klang ein kaum unterdrücktes wehes Bittern, und ihre Augen blickten voll Trauer und Weh.

Monnie stand da in hilfloser Verlegenheit, er vergaß sogar, ihr seine Freude auszudrücken, daß sie an der Hochzeit teilnehmen wollte.

Die Gräfin aber fühlte, daß ihre Selbstbeherrschung sie zu verlassen drohte. Sie nickte Monnie noch einmal zu und eilte dann übers grüne Vorland zur Warft. Er sah ihr unsicher nach, bis ihre hellgekleidete, schlank Gestalt im Wohnhaus verschwunden war.

Die Männer zogen das Boot ins Wasser, sie schüttelten sich die Hände, Monnie sprang ins Fahrzeug, stieß mit dem Ruder ab.

Und jetzt, als er noch einen wehmütigen Blick auf „seine“ Hallig warf, fielen ihm die letzten Worte der Gräfin ein.

„Bestelle der Gräfin, meine Hochzeit ist am ersten Ostertag“, schrieb er dem Großknecht zu, der ihn vom Vorland aus nachsah.

„Jawoll!“ kam es zurück. Und Monnie Haring fuhr seinem Blick entgegen.

Der Großknecht auf Diekut hatte doch recht gehabt, als er Fräulein Bangett versicherte, daß dieses sonnige Frühlingswetter nicht von Bestand sein könnte.

Der April zeigte sich hier an der Küste nicht als loser Schelm, der in einem Augenblick die Menschen in den lachenden Sonnenschein hinauslockt, sie dann mit klatschendem Regenguß bedeckt und gutmütig die nassen Kleider wieder zu trocknen verspricht, um statt dessen Mädchenhüte und Spitzenkleider mit groben Hagelkörnern zu bestreuen.

Am Palmsonntag war der erste „Dampfer in See“ mit frohen Ausflügeln an der Hallig vorbeigefahren. Das Lachen und Singen der fröhlichen Städter war bis zur Diekuter Warft hinaufgedrungen, und die „Musik an Bord“ spielte ein wenig voreilig. „Der Mai ist gekommen...“ und „Drauß' ist alles so prächtig...“

Am Gründonnerstag schien die Sonne so warm, daß die Bauernfrauen ohne die mächtigen Umschlaglächer zur Kirche fuhren oder gingen, und die Bredbroer Ein-

wohner belebten bis zum Abend hin die Feldwege, und ihre Kinder brachten Gundsveichen und Stierblumen heim.

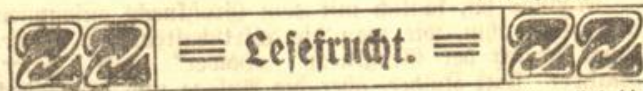
Als Tycho Tychsen am Karfreitag mit den Seinen aus der breiten Tür der Bredbroer Kirche trat, schnupperte er aufmerkend gegen den leichten Wind.

„Wir kriegen anderes Wetter“, meinte er, „Sturm in der Luft. Na, Petrea, bei der Hochzeitskutsche müssen wir das Verdeck wieder aufklappen.“

„Recht so, mag's stürmen“, lachte das blonde Mädchen, „ich bin drum nicht böse, wenn an meinem Hochzeitstage heimatliches, rauhes Wetter herrscht.“

Und kurz nach Mitternacht, als das Wasser wieder zu steigen begann, setzte ein starrer Südwest ein, strich hart durch die Stachelbeersträucher, über denen schon der erste grüne Hauch lag, rüttelte an den Zweigen, an denen die braunen Knospen zu schnellen begannen.

Süßner- und Entenküken, die sich schon recht wohl und selbstständig gefühlt hatten, frohen wieder ängstlich piepend unter die schübenden Zittiche der Glucken, und die Lämmer schmiegt sich kläglich an die Mutterkose. (Schluß folgt.)



Das ist klar, die Leute, welche Einfluß auf uns haben, sind die, welche uns Gutes zutrauen. Henry Drummond.

Badereisen im Felde!

(Zens. Mz.)

Ist es heute eigentlich noch an der Zeit, eine Badereise zu tun? Oder ist die Saison schon längst vorüber? Wir hier draußen, die wir über Jahr und Tag im Kampfe stehen, wissen es nicht. Uns ist der Sommer so vorübergeglitten wie das ganze Jahr, unmerklich und still. Wir nahmen kaum etwas vom Wandel der Zeiten wahr — das Obst reifte, die Jagd ging auf, es schneite, die Bäume trugen plötzlich frohe grüne Spitzen, überall, kamen sie in Blüte, das Korn reifte und auch das Obst wurde wieder — doch halt, nein, reifes Obst haben wir — außer dem, das uns bisweilen meist in „überreifem“ Zustande die treujorgende Heimat fandte — nicht vor die Augen, geschweige denn unter die Zähne bekommen. So gingen die Jahreszeiten an uns vorüber mit lautlosem, geschwindem Schritt.

Aber der irrt dennoch, wer da etwa glaubt, daß wir gar zu stiefmütterlich behandelt worden wären von unseren Kriegs- und Siegesjahren. Selbst unsere Badereise hat es uns vergönnt, und nicht nur eine, viele! Von jenen Säuberungsfahrten, die wir am Tage, nachdem wir aus den flandrischen Schützengraben gekommen waren, unternehmen konnten oder mußten, will ich ganz schweigen, wenn auch ihre Notwendigkeit und Nützlichkeit keinesfalls von der Hand gewiesen werden soll. Denn in dem Boden Flanderns trieben nicht nur unsere Gegner und wir und unsere Granaten und die der Feinde das zum modernen Krieg gehörige Wesen, sondern auch andere Geschöpfe, die wohl an das Haus und die Wohnräume des Menschen gebunden, dennoch weniger zu den Haus- als zu den „Reis“-tieren gerechnet werden. Von ihrem öfteren unbehaglichen Besuch befreiten uns jene „Bade“-Reisen.

Doch nun sei der anderen gedacht, die uns allen zu kleinen Erlebnissen wurden und wohl noch in die Erinnerung späterer Tage, wenn man so mit jenem wehmütig-glücklichen Lächeln von längst verfunkenen und verhallten Zeiten spricht... weicht du noch? freundlich Glanz- und Streiflichter werfen werden. Und da sind es drei, die mir besonders selbst vor Augen stehen.

I.

Es war ein Tag, der einer Rückkehr aus dem flandrischen Schützengraben folgte, ein Ruhetag, der körperlichen wie geistigen Erholung und der Säuberung von dem Schmutze des Schützengrabens gewidmet. In diese beschauliche Tätigkeit platzte kurz vor dem Mittagessen die Meldung, daß gleich nach der „Speisung der Feindkassend“, wie unser braver Strempel die Abfütterung von knapp 150 Mann mit bewußter Boshaftigkeit nannte, die gesamte Kolonne vor dem Feldbahnhoofe unseres Ruhequartiers N. anzutreten habe,

marjchbereit zu einer Badereise nach dem Städtchen E. Wir waren glücklich. Gab's Drückeberger oder Dummäuser unter uns, die nicht mitmachen wollten? — Ich glaube nicht. Wer zurückbleiben mußte, den kannte der Dienst fest oder hinderte das körperliche Wohlergehen.

So einen Feldbahnhof muß man sich aber nicht falsch vorstellen; selbst das kleinste deutsche Dorf würde sich im Frieden solcher Primitivität schämen. In einer Verbreiterung der Straße, so daß zwei oder gar mehrere Gleispaare möglich wurden, lag er; das war alles und nichts weiter. So sah auch unser Bahnhof aus. Alles war zur Stelle. Die Kompagniemutter, die bei uns eine Vertretungsmutter ist, überzählte noch einmal mit gewohnheitschnellem und gelübtem Blick die Häupter ihrer Lieben — es hatte noch keiner zugestanden. Unser Zügler rangierte sich pustend und qualmend in den Bahnhof. Wagen ohne Wankel, — die deutsche vierter Güte ist ein Salonwagen dagegen —, dafür aber mit reichlichem Fensterwerk versehen und eine nette Plattform nahmen uns auf. Man schmauchte seine Verdauungsgigarre, zu der man in der Eile nicht mehr die rechte Zeit gefunden hatte, plauderte oder las gar in dem letzten illustrierten Heft. Die meisten aber sahen zu den Fenstern hinaus, denn für die große Überzahl von uns war es die erste Bahnfahrt — außer der Fahrt zur Front — in dem von unseren Linien gedeckten Landstrichen. In irgend einem Witzblatt hatten wir einmal zwei Abbildungen gesehen — das Band hinter der französischen und deutschen Front, jenes eine menschenleere Wüste, kriegsgerührt und ausgehorbt, ein trostloses Opfer des Weltbrandes, dieses das gerade Gegenteil, aufblühend in ruhiger Eintracht, wie mitten im Frieden. Das Blatt war von Hand zu Hand gewandert; wir haben gelächelt. So ganz glaubten wir den Karikaturisten doch nicht aufs Wort, wollte sagen auf den Strich.

Nun sahen wir, daß seine Zeichnungen deutscherseits keineswegs übertrieben waren. Mit Staunen, Freude und Stolz sahen wir es. Den belgischen Boden, in den so viel tapferes deutsches Blut geflossen war, bestellte deutscher Fleiß, machte deutsche Energie dem Vaterlande nutzbar. Frauen in bunten Kostüden waren an der Arbeit, Männer mit Pflug und Egge am Werke des Friedens. Auf nahrhaften Weiden grast prachttolle Herden. Ein und wieder einmal, so mitten im Himmelblau eines einzigen großen Kornblumenfeldes, stand ein deutscher Landsturmposten, die treue . . . er mit dem blühenden Bajonett geschützt, das schwarzlederne Landsturmklappi mit dem großen stolzen Silberkreuze auf den ergrauten Haaren, einen freundlichen Gruß in den wetterbraunen Zügen, einen Gruß für uns junges Blut, denen die hohe Ehre zuteil geworden war, auf dem Schlachtfelde fürs Vaterland einzustehen. Unser Gruß flog aus dem rollenden, rasselnden Wagen zu dem Alten, der noch längst kein „Alter“ war, jubelnd hinaus. Wie ein Stüd Heimat berührte uns sein Anblick. Die paar Kilometer, die wir weiter hinter der Front zurückgefahren waren, dünkten uns Rieseneinstürzungen, die uns dem Vaterlande mit einem Male ganz nahe gebracht hätten . . .

E . . . Der Ruf rief uns aus allen Träumereien. Hinaus! Der Bahnhof dieses belgischen Landstädtchens braucht sich nicht seiner zu schämen; ja er kann stolz sein — feindlichen Fliegern ist er ein gern gesuchtes Ziel, das aber höchst selten erreicht wird, weil sie deutsche Nachsichtigkeit daran hindern. Geräumig die Gebäude, langgestreckt, vielgestaltig — so stellte sich der Bahnhof uns dar. Ein kurzer Marsch durch die stillen sonnigen Straßen des Städtchens, das kaum ein Einwohner verlassen hat. Zur Rechten abgeschwenkt; an einem ziemlich großen See liegt die Badeanstalt mit einem breiten, leichtem Sandstrand für Nichtschwimmer und Kapriolen, dann das klare blaue Wasser des Sees. „Freibad Baumsee“, „Bitte, nur für Herren“ — das schwirrte durcheinander. Jeder hatte irgend eine „Badeerinnerung“ zum besten zu geben und brachte sie möglichst geräuschvoll an den Mann.

Wo junge kräftige Leute in Gottes freier Natur zusammen sind, geht es nun einmal schwerlich so zu wie in wohlstilisierten und abgetönten Teefalons. Und wir waren jung, waren gesund und kräftig. Das hatten unsere Gegner schon verschiedene Male zu spüren bekommen. Aber wir waren obendrein deutsche Soldaten, die freudig und dankbar die Forderung der Fügung der Disziplin hinnahmen. Das war für ein paar sonnige, herrlich klare Zuminachmittagsstunden ein lustiges, lautes Leben und Treiben in der Badeanstalt von E., wie das Städtchen sie wohl noch nicht erlebt hatte. Als der Befehl zum Ankleiden fiel, kam er uns allen be-

deutend zu früh. Aber was half es . . . Ein Spaziermarsch durch die nicht unbefestigten Straßen des sauberen Städtchens, das mit seinen sauberen, meist rotbacksteinernen Häusern, die unter oft tiefhängenden Dächern wie Kinder unter zu großen Hüten anmuteten, mit seinen stillen malerischen Winkeln und Gäßchen einen freundlichen, ja anheimelnden Eindruck macht, söhnte uns alle wieder aus. Dieser oder jener hatte eine Kleinigkeit zu erzählen — es war der Kauf lust freier Lauf gelassen. In einem kleinen sauberen — ja, wie sag ich nur? — Teeraum? — nein, das war es nicht! Konditorei? — auch nicht! Schenkstube, Gastwirtschaft, Restauration? — Alles trifft nicht, was das flandrische Wort „Estaminet“ besagt. Es bedeutet alle unsere Übersetzungsmöglichkeiten zusammen und doch keine davon. Man trinkt dort Schokolade oder recht guten Kaffee, bekommt ein gutes Glas Bier oder eine Auswahl von Limonaden, man ißt Kuchen oder Teegebäck oder zieht ein Wiener Schnitzel diesem oder dem allem ein Nibbel vor. In solch einem Estaminet also erfuhr ich, warum unser Ruhequartier im Vogenjah zu E. so gänzlich von Einwohnern entblößt sei. Einen Kriegsgrund hatte ich hierfür nicht ausfindig machen können. Der Stellungskrieg und unsere starke Linie bedien diesen Ort so gut wie die etwas weiter zurückliegenden Städte. Wie indes wäre ich auf den Gedanken gekommen, in der Berufs- und Lebensstätigkeit der Bewohner die Ursache hierfür zu suchen. Ich erfuhr mit Staunen, daß die Th. im Vogenjah zu den E. nicht sesshaft waren, sondern ein ganzes Städtchen von Hausierern, die mit den im Winter fertigestellten Spitzen und Leinwandwaren im Sommer durch ganz Belgien, ja durch das westliche und südliche Deutschland und das östliche und nördliche Frankreich pilgern. Kein Wunder, daß wir keine Th. mehr voranden. Als wir den Ort nahmen, befanden sie sich gerade „auf der Tour“. Nur ein paar ganz alte Deutschen waren zurückgeblieben, Bayern, die mühselig ihr Städtlein Alder beistellten und fleißig für die — deutschen Soldaten Wäsche wuschen.

Unsere Stunde hatte geschlagen. Der Fahrplan des Zügels zwischen E. war nicht sehr reichhaltig. Wir verließen das freundliche Städtchen, viele um eine Erfahrung, alle um eine liebe Erinnerung reicher.

Rudolf Fredrik, Kriegsfreiwilliger.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die Schönheit des dunklen Paris. Fast täglich konnte man in den französischen Zeitungen Klagen über die Finsternis in den Straßen lesen, die so viele Unglücksfälle mit sich bringt. Es gibt sogar viele Menschen, die sich in ihrem Arger so weit fortziehen lassen, zu behaupten, die Regierung habe die Finsternis nur aus Sparsamkeit über die frühere Lichtstadt verhängt. Nun aber, wo die Pariser durch die Zeppelinbesuche eines Besseren belehrt worden sind, beginnen sie nachgedrungen die Schönheiten der dunklen Stadt zu besingen, ja, sie bedauern es nachträglich, daß die Schönheit der Nacht so lange verkannt wurde. So weiß ein Berichterstatter des „Temps“ in einem Dithyrambus auf das dunkle Paris Victor Hugo als Zeugen für die Schönheit der Nacht aufzurufen, die vor dem Kriege leider von den Behörden und den Elektrikern in einen künstlichen Tag verwandelt worden sei. „Nekt, wenn der Vollenvorhang sich etwas öffnet, ist uns der nächtliche Himmel wieder geschenkt; der Mondenschein verbreitet ein märchenhaftes Licht, das den Würgern bisher völlig unbekannt war. Bei bedecktem Himmel hat die fast gänzlich in Nebel gefüllte Seine dumpfe, ernste Harmonien, die Whistler in Begeisterung verfaßt hätten. So entdeckt man in dieser Sinfonie der Dunkelheit eine ganz neue Stadt. Nicht nur die spärliche Beleuchtung hüllt Paris in ein mystisch undurchdringliches Gewand, auch der Rauch der vielen neuen Unternehmungen hängt noch seinen verhüllenden Schleier darüber.“ Man sollte nun freilich erwarten, daß die neuentdeckte Schönheit der dunklen Stadt immerhin in einem gewissen Gegensatz zu der Stimmung der Bewohner stünde, die ja als eine besonders siegesgewisse und optimistische geschätzt zu werden pflegt. Aber dem Pariser Berichterstatter den „Daily Mail“, der die Poesie des finsternen Paris nicht genug zu rühmen weiß, ist es vorbehalten geblieben, auch hier eine eigenartige Harmonie zu entdecken, die vielleicht dazu führen wird, alle optimistische Gesinnung künftighin in eine graue Färbung zu kleiden. „Ich finde, daß der graue Ton vorzuzie-

sich zu der Stimmung des Volkes paßt, er stimmt gut zu ihren geheimen Gedanken. Alles ist grau, nicht nur die Gebäude und die Außenseite der Dinge. Grau sind die Männer, die uns mit Kaffee und Likör bedienen, grau die Spielfarten, ein grauhäariger Chauffeur bedankt sich für das gewohnte Trinkgeld. Sogar die Zeitungsvorkäuferin paßt mit ihrem grauen Haar in das Bild. In diesem Grau, in dieser Finsternis liegt viel mehr Poesie als in der früheren strahlenden Helligkeit."

Der Elektromagnet im Dienste der Kriegschirurgie. Ein in Gewebsteilen oder irgendwelchen Höhlungen, ja selbst Organen eingeschlossener Fremdkörper kann in sehr vielen Fällen dort belassen werden, ohne daß bedeutendere Verschwerden zu gewärtigen wären. Wenn dagegen, besonders bei Schußwunden, die Weichteilwunde trotz zweckentsprechender Behandlung nicht zur Ausheilung gelangt, sondern starke Eiterabsonderungen erfolgen, dann erscheint es, wenn nicht andere Momente noch stark mitsprechen, geboten, die Anwesenheit des Fremdkörpers verantwortlich zu machen. Für die Entfernung darf im allgemeinen der operative Weg als der sicherere und gefahrlosere angesehen werden. Der Eisernegeschossteil ist häufig mit seinen zackigen Rändern — Gewebe so fest verankert, daß er durch den bloßen Zermurengungsprozeß und die Sonderbehandlung nicht ausgestoßen werden kann. Außerdem wird durch die operative Fremdkörperentfernung häufig die Eiterung beschwichtigt und damit das Allgemeinbefinden des Kranken sofort gehoben, während ein langes Hinauszögern des operativen Eingriffes die Erholung des Betroffenen, meist schon gelähmten Teiles immer schwieriger und die Wiederherstellung oft ganz unmöglich macht. Es gibt aber eine ganze Reihe von Fällen, wie Dr. W. Burt in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ ausführlich darlegt, in denen das Auffuchen und Löslösen des Geschosses — denn um Eisenteile muß es sich ja handeln — durch elektromagnetische Kraft schonender und auch gefahrloser ist als ein operativer Eingriff. Besonders gilt das bei Anwesenheit des Fremdkörpers in Körperhöhlen, dem Gehirn, in der Blase und in den Luft- und Speiserögen. Bei letzteren stellt sich z. B. das Geschoss, da es in dieser Richtung den geringsten Widerstand zu leisten hat, ganz von selbst unter der Zugkraft des Magneten in seine Längsrichtung ein. Auf diese Weise wird auch eine Zerkümmern der Gehirnhautsubstanz bei den Entfernungsversuchen am meisten vermieden, da bloß ein glattes Ansahstück des Elektromagneten in die Wunde eingeführt zu werden braucht. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß die Lokalisation eines Fremdkörpers, die jeder Operation vorausgehen hat, gerade bei kugelförmigen Hohlräumen sehr ungenau sein muß, während der Magnet in seinem Wirkungsbereich über die Sonde hinausgeht. Besonders deutlich werden diese Vorteile des Elektromagneten in einem Fall von Lungenabschuß, den Burt auf diese Weise behandelt hat. Mehrere Granatsplitter waren in die Lungenteile des Körpers eingedrungen, doch blieben sie in der Höhlung zwischen Lunge und innerer Brustwandung, der sogenannten Pleurahöhle, stecken, die von dem Brustfell ausgekleidet ist und eine unmittelbare Berührung zwischen der Außenseite der Lungen und der Brustwandung gestattet. Da sich infolge der Verletzungen die Lunge von der Brustwand zurückgezogen hatte, konnte man durch die operative Erweiterung des Einschnittes und teilweise Entfernung einer Rippe und mehrerer Splitter in dieser Höhlung bis zur Lungen Spitze emporgelangen. Zehn Zentimeter von der Operationswunde entfernt entdeckte man einen in dieser Lungenpleura feststehenden Granatsplitter, der stark eingeklemmt war und heftige Eiterungen verursachte. Die vollständige Ausschleppung der durch Luft aufgetriebenen Gewebeteile hatte deshalb die Entfernung des infizierten Granatsplitters zur Voraussetzung. Eine instrumentale Lösung hätte die Lunge stark gefährdet, weshalb ein passendes, schmiedeeisernes Ansahstück für den Magneten angefertigt wurde, mit dem auch die Entfernung des 1½ Zentimeter langen und 2 Zentimeter breiten Splitters doch erst bei direkter Berührung gelang. Der Verwundete konnte dadurch vollkommen geheilt und selbsttätig erhalten werden.

Rußlands Scharfschützen. Immer wieder liest man in Scherzungen, die aus dem Osten zu gelangen, von den erstaunlichen Taten besonders schießgewandter Soldaten des Jaren. Deutsche und österreichische Krankenpfleger, die während der Gefechtspausen auf dem Schlachtfeld Verwundete und Tote sammelten, sind, wie jetzt wieder während der Kämpfe

an der bessarabischen Grenze, ihr Ziel gewesen, oder die nie festende Kugel machte beim Stellungskrieg das Halten irgend eines vorgeschobenen Postens auf die Dauer unmöglich. Der jeweilige Wachposten wurde stets erschossen, und das war noch das besonders Unheimliche, alle Opfer hatten immer die gleiche Schicksalsverteilung. Wenn man auch, so schreibt uns ein Mitarbeiter, ein sehr großer Teil all dieser Erzählungen, die über eine außergewöhnliche Gewandtheit in der Führung des Feuerrohrs berichten, in das Reich der Kriegsgeschichten zurückverwiesen werden muß, so ist es doch Tatsache, daß es unter Väterchens Soldaten auch ganz hervorragende Kunstschützen gibt. Zwar beim Militär sind sie nicht dazu erzogen worden. Hier spukte bis zum Kriegsausbruch immer bei der Ausbildung das Wort des bekannten alten russischen Hooerführers Samorow: „Die Kugel ist eine Narrin, nur das Bajonett ist ein fester Kerl“, und neben dieser Weisheit die Ansicht, daß es bei der modernen Schlacht gar nicht mehr auf die Schießleistungen einzelner ankomme, da der Gegner doch unsichtbar sei, sondern das Schwebfeuer alles machen müsse. Also Schießen und Zielen haben die russischen Soldaten wenigstens bis zum 1. August 1914 nicht gelernt, nur Knallen in irgend eine Richtung. Zwar setzte ja die Regierung auch Preise für Einzelschüsse aus und verlieh denen, die sich dabei auszeichneten, besondere Abzeichen. Aber die Offiziere sahen diese Abzeichen stets nur als etwas höchst Überflüssiges an, das da befohlen wurde, um die hohen Herren bei guter Laune zu erhalten und eben abgemacht werden mußte, aber für die Wirklichkeit keinerlei praktische Bedeutung habe. Also gegen das russische Militär kann nicht der Vorwurf erhoben werden, daß es viele Kunstschützen erzogen hat, auch der Jagdbetrieb, wie er im Lande allgemein üblich ist, trägt keine Schuld daran. Denn die Bauern bedienen sich meist dabei der Särlingen und sonstiger Fallen. Sie verwenden zur Munition vielfach gehacktes Blei und vermeiden den Verlust dieser Ladung entsprechend den Schutz auf kleinen des Bild als aussichtslos. Meister der Führung des Feuerrohrs haben aber die Tundern Sibiriens und des nördlichen europäischen Rußlands und des Kaukasus jäh aufsteigende, zerklüftete Berge erzogen. Hier jagt der Mann allein. Oft hängt am Treffen oder Fehlen der Kugel, die gegen reißende Tiere, aber häufig auch gegen eigene Geschlechtsgegnossen gerichtet ist, das Leben. Da lernt man schießen! Auch die Tundern sind ein solcher Lehrmeister. An Gefahren berauen sie die gleiche Fülle wie der Kaukasus. An Unbuddurigkeiten bestien gibt es auch dort genug. Stammesfeinden entfesselt da zwar weniger den Kampf, aber die Tatsache, daß ein Schütze sich im Pelzjagier des anderen eingenistet hat. Jeder ahndet eben unläuterer Wettbewerb der Sitten seines Landes entsprechend, und der Kampf tobt ja eben um die Träger des wertvollen Pelzes. Ins Auge muß die Kugel treffen, sonst leidet die Decke. Aus solchen Schulen sind Rußlands Scharfschützen hervorgegangen. Sie verdanken also nicht ihre Kunst der militärischen Ausbildung, und ihre Zahl ist natürlich schon dank des münneraufreißenden Behagars und der geringen Besiedelung der in Frage kommenden Gebiete eine sehr beschränkte. (13.)

Das französische Wein-Glück. Eine der im französischen Volke am schwersten empfundenen wirtschaftlichen Vögleiterscheinungen des Krieges ist die außerordentlich schlechte Lage der Weinproduktion und des Weinhandels, die immer schlimmere Formen annimmt. Der billige Rotwein ist in Frankreich — da in den meisten französischen Städten das Trinkwasser nicht gerade erstklassig ist — ein Rationalgetränk, das auf dem Tisch des ärmsten Arbeiters zu finden ist. Und ein großer Teil der Landbevölkerung, namentlich in Südfrankreich, lebt ausschließlich vom Weinbau. Infolge des Krieges ist aber der französische Wein verarmt im Preise gestiegen, daß, wie die „Daily Mail“ feststellt, selbst der billigste Rotwein für die breiten Volksschichten nicht mehr erschwinglich ist. Das bei den Arbeitern beliebte kleine Glaschen Rotwein, das im Frieden 25 Pf. kostete, ist bis auf 65 Pf. gestiegen. Der billige Rotwein, der früher 2.80 M. die Flasche kostete, ist jetzt nur noch für 4.20 M. erhältlich. Die Gründe für dieses Wein-Glück sind zahlreich. Vor allem war die lektjährige Ernte sehr schlecht, weiter hat der Weinverbrauch in der Armee die Vorräte erschöpft. Auch sind die Ausbeuten für die nächste Weinerte höchst ungünstig. Die Rebensaat tritt in großen Massen auf, und es ist schwer, sie zu bekämpfen, weil die hierzu erforderlichen Kupferpulver ebenfalls stark im Werte gestiegen sind.